

Norman Domeier

Bisher wenig Bekanntes zur CDU

Frank Bösch: *Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik*, Wallstein Verlag 2002, 266 Seiten, 25 Euro.

Frank Bösch: *Die Adenauer-CDU. Gründung, Aufstieg und Krise einer Erfolgspartei 1945–1969*, Deutsche Verlagsanstalt (DVA) 2001, 575 Seiten, 39,80 Euro.

Seit eh und je geht die deutsche Parteienforschung davon aus, dass es ein katholisches und ein sozialdemokratisches Milieu in Deutschland gegeben hat, von deren Überresten CDU und SPD noch heute zehren. Die beiden anderen großen politischen Richtungen, den Liberalismus und den Konservatismus, sah man als organisationsschwach an, als Honoratiorenclubs, die personen- und interessenorientiert kurz vor Wahlen aktiv wurden und dann wieder ein paar Jahre ins biedermeierliche Privat- und Geschäftsleben abtauchten, wo eine ausfor-

mulierte Weltanschauung keine Bedeutung besaß. Außerdem glaubte man, von der politischen Zersplitterung der nicht-sozialistischen Parteien auch auf eine kulturelle Fragmentierung des deutschen Konservatismus schließen zu können.

Der Göttinger Parteienforscher Frank Bösch hat diese Annahmen in seiner Studie verworfen und belegt die Existenz eines konservativen Milieus in den ländlich-protestantischen Gebieten Deutschlands, das sich über alle Zäsuren des 20. Jahrhunderts erhalten und einen ganz eigenen sozialmoralischen Politikstil ausgebildet hat. Dieses Milieu wurde bei allen Binnendifferenzen von drei gemeinsamen Deutungsmustern zusammengehalten: der Hochschätzung christlicher Werte und Bräuche, der Verbundenheit mit der Heimat und der daraus abgeleiteten Überlegenheit der eigenen Gruppe sowie vom Bild einer harmonisch-berufständischen Gesellschaft, die politisch elitär und

autoritär geführt wird. Kriegerverein, Turnverein, Heimatverein, Schützenverein, Handwerkerinnung, Frauenbund und Feuerwehr: All diese scheinbar unpolitischen lokalen Institutionen der „Zivilgesellschaft“, wie sie heute immer wieder genannt wird, bildeten seit dem Kaiserreich die Vorfeldorganisationen der konservativen Parteien auf dem protestantischen Land und in den kleinen Städten. Die evangelische Kirche war dabei ein wichtiges Glied in dieser Kette, aber nicht das Herz des Milieus wie der Klerus im politischen Katholizismus.

Mit einem diachronen Längsschnitt, dem Überblick über mehrere Jahrzehnte Lokalgeschichte in verschiedenen politischen Systemen, vom ausgehenden Kaiserreich bis in die 1960er Jahre betritt Bösch mit seiner Studie wissenschaftliches Neuland. Bisher war der Konservatismus fast immer als Ideen- und Elitengeschichte, nicht aber als Alltags- und Organisations-

geschichte geschrieben worden. Bösch wendet dafür die vier Milieu-Kategorien Karl Rohes an, wenn auch in einem „weicheren Sinne“ als bei Katholiken und Sozialdemokraten, und bezieht sie auch auf das konservative Milieu: Es besaß auch ein gemeinsames Werte- und Normensystem, gemeinsame Organisationen, eine Tradierung der Deutungskultur über die Generationen und eine Abgrenzung zu anderen Milieus.

Bisher schien es vor allem keinen plausiblen gesellschaftlichen Schlüsselkonflikt des Konservatismus gegeben zu haben, war er doch die dominierende Weltanschauung des 19. Jahrhunderts.

Bösch weist aber mit Recht auf die traumatische Erfahrung des verlorenen Ersten Weltkrieges, der Revolution von 1918/19 hin, und betont die darauf folgende Abgrenzung gegen die ungeliebte Republik und die sie tragenden Milieus der Sozialdemokraten und Katholiken.

Dies sei der identitätsstiftende Schlüsselkonflikt des Konservatismus gewesen, durchaus gleichzusetzen mit der Bedeutung des Kulturkampfes für das katholische Zentrum und der Sozialistengesetze für die SPD.

Bösch hat mit den Mitteln des Historikers in zwei Lokalstudien im

niedersächsischen Celle und im preußischen Greifswald herausgefunden, dass die konservativen Parteien in der Tat organisationsschwach und zwischen den Wahlen inaktiv waren. Aber ihr Vorfeld, mit dem sie weltanschaulich und personell eng verzahnt waren, agitierte an jedem Tag quicklebendig und sicherte den lokalen Erfolg, etwa von preußisch-orientierter DNVP in Greifswald und welfischer DHP in Celle.

Zeitweise konnten die konservativen Parteien so durch die ihr nahe stehenden Vereine über fünfzig Prozent ihrer Wähler integrieren. Ein Organisationsgrad, von dem die heutigen Volksparteien kaum mehr eine Ahnung haben. Auch die konservativen Parteien überlebten die Machtergreifung der Nazis nicht. Ihnen gehörte aber auch nie das konservative Herzblut, sie waren nur notwendige Übel zur Durchsetzung politischer Interessen in der ungeliebten Republik. Das Milieu selbst überstand fast unbeschadet das Dritte Reich und konnte bis in die 1960er Jahre mit neuen Parteien wie der welfischen DP in Niedersachsen Erfolge feiern, bis sich die CDU als große Sammlungspartei in jahrelanger Kleinarbeit dieses Milieu sicherte

und sein politischer Arm wurde.

Zur gleichen Zeit gelang es der SED-Diktatur, das konservative Milieu in Ostdeutschland, wo es seine stärksten Hochburgen hatte, fast vollständig zu vernichten: Mit der Bodenreform und der Sozialisierung entzog es ihm die ökonomische Grundlage, mit der Entnazifizierung und der Androhung von Haft in SED-Konzentrationslagern vertrieb es zahlreiche konservative Meinungsführer, mit dem Verbot von Vereinen, Parteien, Festen, Symbolen und Ritualen zerstörte es die organisatorischen und kulturellen Ausdrucksformen des Milieus.

Eine Erfolgsgeschichte

In Westdeutschland gelang der CDU immerhin ihre große historische Leistung: Sie einte das seit Jahrhunderten konfessionell zerstrittene deutsche Bürgertum und sammelte es in einer Bewegung. Dies hat Frank Bösch in seiner Dissertation über den Aufstieg und die Krise der CDU bis 1969 deutlich herausgearbeitet.

Am 22. September 2002 hat das Wahlergebnis für die CDU nicht zur Regierungsübernahme gereicht. Dennoch steht sie mit einem Ergebnis von fast vierzig Prozent solide da. Wer hätte ihr diese Leistung nach dem Machtver-

lust 1998 und den folgenden Skandalen und Affären zugetraut? Wer hätte 1945 der CDU eine spektakuläre Erfolgsgeschichte zugetraut, die diese neu gegründete Partei im zerstörten Deutschland zur erfolgreichsten Volkspartei Europas und zur weltweit erfolgreichsten christdemokratischen Partei machen sollte? Bislang meisterte die CDU noch jeden gesellschaftlichen Wandel, ging nicht zu Grunde wie viele ihrer Schwesterparteien in Europa.

Bösch erklärt es mit ihrem Erfolgsgeheimnis, ihrem „Urstoff“: einem kräftigen Antikommunismus, dem eigenen Anspruch, die Volkspartei der Mitte zu sein, und dem C, das die Konfessionen vereinte.

Im Gegensatz zur beinahe vollständig erforschten SPD ist sein Werk die erste quellengestützte Untersuchung in dieser Breite zur CDU. Das ist ein großes Verdienst. Bösch hat mit Hilfe einer erstaunlichen wissenschaftlichen Emsigkeit alle relevanten Quellen ausgewertet: die Sitzungsprotokolle der CDU-Bundesgremien, der nachgeordneten Verbände, vertrauliche Korrespondenz von Bundes- und Landespolitikern, Nachlässe von Schlüsselpersonen wie Adenauer, Globke, Krone, Ehlers, Gerstenmaier, Be-

richte der Kreisgeschäftsstellen und vieles mehr. Ergebnis seiner Forschung, die den kulturhistorischen Ansatz mit der Bedeutung von Schlüsselpersonen kombiniert und die er in einer spannenden Sprache präsentiert: Die CDU war in den ersten Jahren als Partei zwar organisationschwach, aber viel eifriger, viel umtriebiger und erfolgreicher in der interkonfessionellen Sammlung des deutschen Bürgertums als bisher angenommen. Hinter all dem stand Konrad Adenauer selbst. Der starke Kanzler war doch ein starker Parteiführer, viel beschlagener und kraftvoller, als es das böse Wort von der CDU als „Kanzlerwahlverein“ andeutet. Nach Bösch war die frühe CDU zwar keine straff hierarchische Bundespartei, sondern eher eine föderale Partei der Landesverbände, eine besonders regional verwurzelte Partei, die häufig genug entlang der Konfessionsgrenzen organisiert war. Diese „lose verkoppelte Anarchie“ war auch eine Chance, langsam zusammenzuwachsen, und bot dem Parteiführer Adenauer zahlreiche Einflussmöglichkeiten.

Bislang hatte die deutsche Parteienforschung ganz normativ vor allem auf parteiexogene Fakto-

ren geschaut, um den Aufstieg der CDU zu erklären: Die Folgen von Krieg und Diktatur, die Besatzungspolitik, das Wirtschaftswunder, der beginnende Kalte Krieg und die Fünfprozentklausel im Wahlrecht sorgten quasi automatisch mit einer allgemeinen Modernisierung in Deutschland für den Erfolg der CDU. Diese Katalysatoren sind wichtig, erklären aber nicht den kulturellen Siegeszug der Christdemokratie, ihre regionale Verwurzelung, ihren Integrationserfolg, den sie sich mühsam erarbeiten musste, wie Bösch zu Recht betont.

Die Leitfigur

Er belegt unbezweifelbar, dass Adenauer als „informeller Parteiführer“ (die Bundespartei entstand formal erst 1950) maßgeblich diese Entwicklung forciert hat. Sein persönliches Erfolgsrezept war: „Integration durch Großzügigkeit.“ Er akquirierte Parteispenden, lenkte Landesverbände, organisierte Parteitage. Nach Bösch war sich Adenauer vollkommen bewusst, die protestantischen Funktionäre und Wähler gewinnen zu müssen. Gleichzeitig wollte er aber die Grundlage der CDU halten: Das katholische Milieu hatte immerhin das Dritte Reich weitgehend unbeschadet überstanden

und war in Westdeutschland, das sich politisch ohne die protestantischen Ostgebiete des Reiches formierte, entscheidend. Er bemühte sich von Anfang an, diesen Spagat zu meistern und die konfessionellen Trennlinien zu überwinden. Ihm zur Seite standen Christdemokraten, die kirchennahe Protestanten (Gerstenmaier, Pferdenges, Ehlers) oder wirtschaftsliberale Katholiken (Krone, Globke, Brentano) waren und so weltanschaulich zwischen den Polen der Partei standen. Innerparteilich erichteten sie ein ausgefeiltes Proporzsystem für die Parteigliederungen und die Konfessionen. In den 1950er Jahren gelang es Adenauer, mit ähnlichen Methoden die neuen bürgerlichen Konkurrenten DP, BHE und Teile der FDP in die CDU zu integrieren.

Seine wichtigsten Mittel waren Patronage und Geldverteilung aus den illegalen Spenden der Fördergemeinschaften der Union und des „Wirtschaftsbildes“, die jährlich in Millionenhöhe am Finanzamt vorbei in die Par-

tei strömten und dort zielgerichtet von oben verteilt wurden, um Loyalitäten zu sichern. So konnten später auch Mandatsträger und Parteifunktionäre der „aufgebrochenen“ Kleinparteien ihre Karrieren in der CDU unter dem Schutz Adenauers fortsetzen. Ihre Wählerklientel wurde mit großzügigen Zuwendungen der Bundesregierung bedacht und so fest an die Partei gebunden.

Auch die alten Konflikte der Weimarer Zeit, die immer zwischen den bürgerlichen Parteien gestanden hatten, wurden in der CDU abgebaut. Adenauer setzte eindeutige Sprachregelungen durch, die einen Zusammenschluss in einer gemeinsamen Union erleichterten: Statt vom „christlichen Sozialismus“ wurde bald von einer „gemeinwirtschaftlichen Ordnung“, statt von der „Bekennnisschule“ vom „Erziehungsrecht der Eltern“ gesprochen.

Durch das verborgene Spendensystem der CDU konnten modern inszenierte Wahlkämpfe bis in die zu erobernde protestantische Provinz hinein

geführt werden. Im Vergleich zur weitaus organisationsstärkeren SPD führte die CDU sehr früh professionelle Kampagnen, ließ sich von Meinungsforschungsinstituten (Allensbach) und Werbefachleuten beraten und produzierte muntere Songs, Fotoaufnahmen in Illustriertenqualität und flotte Werbefilmchen.

Rein personell kam die erste große Krise der CDU mit dem langen Abgang Adenauers als Kanzler und dann als Parteivorsitzender. Bedrohlicher aber waren die ersten Strukturprobleme in der Parteiorganisation und der Verlust von angestammten Wählerschichten wie den katholischen Arbeitern.

In seinem Schlusswort deutet Bösch an, dass erfolgreiche Elemente der „Adenauer-CDU“ noch bis in die 1990er Jahre der „Kohl-CDU“ wirksam waren. Es ist deshalb wünschenswert, dass möglichst rasch eine ebenso brillante Fortsetzung geschrieben wird. Vielleicht: „Die Kohl-CDU. Reform, Machtgewinn und Krise einer Erfolgspartei 1970–2000.“